



Bild von Götz Eisenberg

Götz Eisenbergs Durchhalteprosa

Lob der Höflichkeit

„Im Jahre 1937 starb John D. Rockefeller, der König des Erdöls, Gründer der Standard Oil Company. Fast ein Jahrhundert lang hatte er gelebt. Bei seiner Autopsie fand man keinen einzigen Skrupel.“

(Eduardo Galeano)

In seinen Erinnerungen erzählt Art Garfunkel von einem Erlebnis auf einer seiner zahllosen Tourneen. Er sollte in einem Theater auftreten, und man bat ihn, mit dem Beginn auf die Ankunft einer lokalen Berühmtheit zu warten. Irgendwann taten ihm die Zuschauer leid und er begann mit seinem Programm. Irgendwann erschien auch der berühmte Mann, um dessentwillen sie den Beginn hinausgezögert hatten. Der Mann nahte mit seiner Aufmerksamkeit garantierenden Verspätung durch den Mittelgang und nahm auf seinem reservierten Platz in der ersten Reihe Platz.

„Der Mann, für den wir den Konzertbeginn hinausgezögert haben, ist ein moderner Mann. Er sitzt drei Meter vor mir. Und während des zweiten Songs beginnt er zu simsens! Die Regeln

von heute bringen mich aus der Fassung: Glauben die Handytelefonierer, sie seien von einem Vorhang umgeben? Soll ich in der Kulisse des simsenden Lebens verschwinden? Ich bringe guten Mut auf und schaue von der vordersten Bühne aus in den Schoß des Simsenden und auf sein Handgerät. Ich lächle, doch es sind Pistolen bei Sonnenaufgang. Ich singe weiter, doch ich kann nur noch an ihn und den nächsten aus dem Dunkeln geschleuderten Techno-Speer denken. Der Gesang gerät ernsthaft ins Wanken. ‚Scarborough Fair‘ ist schwer wie Blei. Die Theaterleute verstehen – wie werden als Zeugen der Wesenheit meiner Arbeit aufgerufen. Beim fünften Song bin ich es leid, unterbreche die Show und sage zu ihm: ‚Wir konnten Sie meinen, es brächte mich nicht aus der Fassung, wenn Sie direkt vor meiner Nase in Ihr Handy tippen?‘ ‚Weil Sie ein Pofi sind‘, schießt er zurück. So schnell wie diese wohlkalkulierte Erwidderung erfolgte, musste es sich bei ihm um einen Politiker handeln. ‚Ich brauche eine Pause‘, sage ich und haue ab ... Ich sitze in der Garderobe und die Minuten verstreichen ... Erläutert sich die Seele nun?“

Vor etlichen Jahren sorgte der Schweizer Schauspieler Robert Hunger-Bühler aus einem ganz ähnlichen Grund für Aufregung. Als er in Shakespeares Stück *Der Kaufmann von Venedig* in Zürich auf der Bühne stand und gerade zu Shylocks berühmten Monolog anheben wollte, fiel ihm auf, dass im Parkett lauter Handys flimmerten. Dem Schauspieler ist in diesem Moment vieles durch den Kopf geschossen, etwa die Frage, ob er überhaupt weiterspielen sollte. Aber dann ist er, ohne groß zu überlegen, in den Zuschauerraum gestiegen und hat nach den Handyleuten gesucht. Ungefähr in der zehnten Reihe hat er „das Nest“ ausgemacht und zwei von den Burschen auf die Bühne geholt. Dort sprach Hunger-Bühler den ganzen Monolog mit Shylocks bösen rhetorischen Fragen: „Wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht? Wenn ihr uns kitzelt, lachen wir nicht? Wenn ihr uns vergiftet, sterben wir nicht?“, noch einmal – den Jungen direkt ins Gesicht, als seien sie Quizshow-Kandidaten. Ganz still wurde es da plötzlich im Theater, stiller als sonst. Bevor er sie wieder entließ, trieb Hunger-Bühler das Spiel auf die Spitze und nahm das Handy eines der Jugendlichen – und machte ein Foto.

*

Warum gibt es keine Höflichkeit mehr unter den Bewohnern der Metropolen des Kapitals? Die Antwort auf diese Frage fällt entweder ganz lang oder sehr kurz aus. Ich wähle hier mal eine Kurzfassung, weil ich die lange schon so oft vorgetragen habe und sie mich zu langweilen beginnt. Wirtschaft und Gesellschaft propagieren seit einiger Zeit den „flexiblen Mensch“. Dieser soll alle traditionellen Bindungen und Hemmungen ablegen, damit er zu allem fähig werde - und vor allem auf Teufel komm raus konsumiere. So ist es denn auch gekommen. Jetzt reden wir über Begriffe wie Werte, Moral, Identität, aber wenn über solche Begriffe stark geredet wird, ist es bereits zu spät. Etwas ist verloren gegangen und unwiderruflich dahin.

**Je tiefer sich der
Kapitalismus in die
Menschen hineinfrisst
und sie nach seinem Bilde
formt, desto rabiater
werden sie in ihrem
Umgang untereinander**

Höflichkeit ist keine kapitalistische Tugend, sondern, wie der Name schon anzeigt, ein Relikt aus höfischer Zeit. Sie kann sich als Hindernis im Konkurrenzkampf erweisen. „Höflichkeit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr“, heißt es im Volksmund. Deswegen fand man bei der Autopsie von Rockefeller „keinen einzigen Skrupel“. Je tiefer sich der Kapitalismus in die Menschen hineinfrißt und sie nach seinem Bilde formt, desto rabiater werden sie in ihrem Umgang untereinander. Und desto fremder wird ihnen so etwas wie Höflichkeit. Manch einer und manch eine wird nicht einmal mehr das Wort kennen. Mit der Sache selbst wird auch ihr sprachlicher Ausdruck verschwinden.

Eine kleine Anmerkung noch in eigener Sache. Höflichkeit war für uns in der Auseinandersetzung mit unseren Nazi-Eltern und -Lehrern eine Aufforderung zur Unterwerfung unter sinnentleerte Formen von Verzicht, Sitte und Anstand. Diese hatten sich als kompatibel mit der schlimmsten Barbarei erwiesen, ihre zentralen Kategorien hatten an den Wänden von Konzentrationslagern gestanden. Deshalb hatten sie für uns ihre ontologische Würde und Gehorsam heischende Kraft eingebüßt. Die Älteren und ihre sogenannten Werte hatten uns nichts mehr zu sagen. Sie hatten sie vor nichts bewahrt und wir schuldeten ihnen keine Folgsamkeit. Werte wie Höflichkeit, Respekt und Anstand schienen uns der moralische Kitt einer repressiven und in Klassen gespaltenen Gesellschaft. Also weg damit auf den Müllhaufen der Geschichte! Was wir damals übersahen, war der Umstand, dass noch die freieste Gesellschaft einer Moral bedarf. Sie ist das innere Band, das die Gesellschaftsmitglieder eint, und liefert die Werte, die möglichst allen gemeinsam sein sollten. In der Hitze der Auseinandersetzung schütteten wir das Kind mit dem Bade aus und sind, so gesehen, nicht ganz unschuldig daran, dass die Höflichkeit vor die Hunde ging. Im Unterschied zu den Heutigen, für die Höflichkeit gar keine Kategorie ist, haben wir sie noch gekannt und können durch die Negation hindurch auf einer anderen Ebene zu ihr zurückkehren. Man kann ihre repressiven Anteile überwinden und ihre den menschlichen Umgang fördernden Teile beibehalten und ausbauen. Ein Teil der Höflichkeit ist in die Geschichte der Klassengesellschaft verflochten, ein anderer Teil gehört zum Grundbestand der Menschlichkeit und auch der Befreiung. Oft sind diese Teile nicht genau zu trennen, was die Geschichte so vertrackt macht. Höflichkeit besteht im Kern aus der Fähigkeit, sich in die Lage anderer versetzen und die Welt aus ihrer Perspektive sehen zu können. So gesehen ist sie eine Grundvoraussetzung einer befreiten Gesellschaft.

Höflichkeit ist ein Musterbeispiel dafür, was Dialektik meint: Etwas ist zugleich so und auch wieder nicht so. Jedes Ding geht mit seinem Gegenteil schwanger, heißt es irgendwo bei

**Werte wie Höflichkeit,
Respekt und Anstand
schienen uns der
moralische Kitt einer
repressiven und in
Klassen gespaltenen
Gesellschaft**

**Ein Teil der Höflichkeit
ist in die Geschichte der
Klassengesellschaft
verflochten, ein anderer
Teil gehört zum
Grundbestand der
Menschlichkeit und
auch der Befreiung**

Marx. Dialektik ist die Reflexionsform widersprüchlicher Prozesse. Sie hält im Denken etwas fest, was in der Realität widersprüchlich ist. Sie ist nichts für Leute, die es gern eindeutig haben und sich mit Ambivalenzen schwer tun. Daran, dass ein Altlinker die Höflichkeit verteilt, kann man ablesen, wie es um die Moral bestellt ist.

Als ich nach dem Bad im Fluss Richtung Stadt radelte, sah ich, dass die Tür zum Garten vom Apfelmann auf war. Nicht offen, aber auf. Wir sind dem Apfelmann zuletzt in [Teil 34 der DHP](#) begegnet. Ich drückte die Tür auf, schob meine Rad aufs Grundstück und machte mich stimmlich bemerkbar, damit der alte Mann bei meinem plötzlichen Auftauchen nicht erschrak. Er saß hinter der Brombeerhecke im Schatten eines Obstbaumes. „Hier ist es angenehm kühl“, sagte er und streckte die Beine aus. Er habe mir noch eine Reneklude aufgehoben. Er deutete auf einen Ast. „Sie müssen schauen, ob die Bienen und Wespen noch etwas übrig gelassen haben. Die sind ganz narrisch nach dene Früchte.“ Tatsächlich war die reife Frucht angefressen. „Das kann mer rausschneide“, sagte er und deutete auf eine Ablage neben der Tür zu seinem Gartenhäuschen, wo ein Messer bereit lag. „Den Abfall einfach in die Hecke werfen“, sagte er, „dann haben die Amseln auch noch was davon.“ Die Reneklude schmeckte köstlich. Der Apfelmann genoss sichtlich den Sommertag in seinem Garten. „Hier kann mir der ganze Corona-Scheiß den Buckel nunner rutsche“, sagte er zufrieden. Er holte eine Tüte mit Äpfeln hinter der Tür des Gartenhäuschens hervor. „Das sind Falläppel, die hab ich gestern in meinem anderen Garten aufgelesen“, sagte er und reichte mir einen Apfel. „Das ist ein Gravensteiner, einer meiner Lieblingsäpfel“, erklärte er dazu. Ich schnitt die wurmige Stelle heraus, teilte den Apfel in Schnitzen und wir teilten ihn uns. „So ein Apfel hat mehr Geschmack wie die ganze Obstabteilung eines Supermarkts“, schwärmte er, und ich pflichtete ihm bei. „Eines Tages werden die Kinder einen Apfel wie diesen ausspucken, weil sie nur noch das fade, geschmacklose Zeug aus dem Supermarkt kennen“, ergänzte er. In den letzten Tagen habe er aus verschiedenen Früchten Gelee und Marmelade hergestellt. Sein Brombeergelee sei berühmt. Er werde mir bei Gelegenheit mal ein Glas mitbringen. Es gebe nichts Schöneres, als im Winter so ein Glas mit selbst gekochtem Gelee aufzumachen und zum Frühstück zu essen. „Frische Brötchen, dick Butter und dann Gelee drauf, mehr brauch ich net!“ Er esse gern und reichlich. „Es ist ja schließlich egal, ob ich ein oder zwei Kilo schwerer bin, wenn ich in die ewigen Jagdgründe eingehe.“ Er wolle noch alles fürs gemeinsame Grillen am Sonntag vorbereiten. Seine Kinder kämen und sämtliche Enkel. Ich half ihm, die Biergartengarnitur aus dem Schuppen zu holen und aufzustellen. Er fegte dann den gemauerten Grill aus. Ich verabschiedete mich, stieg auf mein Rad und fuhr nach Hause. Den



„Gravensteiner Äpfel“

Bild von [Wolfgang Claussen](#) auf [Pixabay](#)

Duft und den Geschmack des Gravensteiners hatte ich noch lange in der Nase und auf der Zunge.

Ein studentisches Paar nähert sich „unserer“ Badestelle. „Das ist super chillig hier“, sagt der Typ. Solche Begriffe wollen wir genauso wenig haben wie Einweggrills und Bierdosen. Es ist semantische Umweltverschmutzung.

*

In der FAZ stoße ich auf einen Artikel über Georges-Arthur Goldschmidt. Er kam 1928 als Spross einer jüdischen Familie in Hamburg zur Welt. Seine Eltern schickten ihn im Alter von zehn Jahren zusammen mit seinem älteren Bruder ins Exil. In einem französischen Internat und später dann bei Bergbauern, die ihn vor den Nazis versteckten, überlebte er Faschismus und Krieg. Seine im Schweizer Ammann-Verlag erschienenen autobiographischen Bücher *Die Absonderung*, *Die Aussetzung* und *Über die Flüsse* erzählen von seinen Erfahrungen in dieser Zeit und haben mich schwer beeindruckt. Seine Bestimmung sei es gewesen, „zu Seife verarbeitet zu werden“. Er entging dieser Bestimmung, fühlte sich als Überlebender aber „als Schwarzfahrer des Schicksals“. Den Tod fürchtet er nicht: „Es wird genauso sein wie vor der Geburt. Dieses absolute Verschwinden.“ Ihre Eltern sahen die Brüder nie wieder. Nun hat Goldschmidt den *Roman des Bruders* geschrieben, der unter dem Titel *Der versperrte Weg* im Göttinger Wallstein-Verlag erschienen ist.

Gerd Müller ist gestorben. Er ist 75 Jahre alt geworden. Diese Nachricht hat mich traurig gestimmt. Von den Fußballern seiner Generation war er mir eindeutig der liebste – mit seinen Krisen und Abstürzen und trotz seiner Sympathien für die CSU. „Kleines dickes Müller“, wie sein erster Trainer bei den Bayern, „Tschik“ Cajkovski, ihn nannte. Unvergesslich ist mir, wie Müller Eiswürfel in den sommerlichen Rotwein warf und damit die Münchner Schickeria gegen sich aufbrachte, die zu jener Zeit begann, sich für Fußball zu interessieren. Mit Günter Netzer bildete er in der Glanzzeit des deutschen Fußballs – also in den Jahren um 1972 herum - ein beinahe unschlagbares Traumpaar. Ich verzeihe ihm sogar seinen Ausflug in die Welt des Schlagers, der wirklich schauderhaft war. Klaus Theweleit attestierte Gerd Müller in seinem Buch *Tor zur Welt* eine große Fähigkeit, „Energienlinien und Kraftfelder“ zu erspüren und ein „Auge, mit dem man mehr sieht auf dem Feld, als eigentlich zu sehen ist“. Ich habe als 12 oder 13 Jahre alter Schüler die Bayern mal im Kasseler Auestadion gesehen, mit Gerd Müller, Franz Beckenbauer und Rainer Ohlhauser. Sie spielten damals mit dem KSV in der Oberliga Süd oder der Regionalliga Süd.

Es gibt eine großartige Biographie Gerd Müllers von Hans Woller: *Gerd Müller oder wie das große Geld in den Fußball kam*. Das tolle an diesem Buch ist, dass es die Biographie Gerd Müllers vor dem Hintergrund der Zeitgeschichte entfaltet und wie er beides miteinander ver-



Piper Verlag, April 2021,
Taschenbuch, 352 S., 12 €
ISBN: 978-3406754333

mittelt. Am Beispiel Gerd Müllers leuchtet Woller das soziale, politische und kulturelle Milieu des frühen Profifußballs aus. In der Ära Neudecker/Schwan wurde der Fußball zur Ware, die sich gewinnbringend vermarkten lässt. Aus Sportkameraden vom Typ eines Uwe Seeler wurden Geschäftsleute, wie sie von Paul Breitner und Uli Hoeneß verkörpert wurden. Müller stellt in diesem Kontext eine Figur des Übergangs dar: noch Kamerad, aber auch schon Geschäftsmann in eigener Sache. Woller wirft einen kenntnisreichen Blick ins Haifischbecken des FC Bayern, mit dem die Geschichte Müllers bis zum Ende aufs Engste verflochten war. Für jeden, der sich kritisch gegenüber dem Fußball in seiner gegenwärtigen, kommerzialisierten Form verhält, diesen Sport aber auch liebt, ist dieses Buch eine Fundgrube und unerlässliche Quelle.

Um die Bedenken des Westens gegen ihre Machtübernahme zu zerstreuen, sichern die Taliban die Einführung einer gendgerechten Schreibweise zu.

Nachdem meine Mutter gestorben war, musste mein Vater sehen, wie er mit mir klarkam. Man hatte mir irgendwelche Märchen aufgetischt, was mit Mutter sei. Sie sei im Himmel und könne mich von dort aus jederzeit und überall sehen. Vater hatte es für besser gehalten, um ihren Tod kein Aufhebens zu machen. Man nahm mich nicht einmal mit zur Beerdigung. Wenn ich den Tod nicht mitbekäme, würde ich ihn schneller vergessen. Vater meldete mich in einem Kindergarten an, der zu dem Krankenhaus gehörte, in dem Mutter ein paar Stockwerke höher gestorben war. Auf dem Weg zur Arbeit gab Vater mich dort ab. Es war ein Kindergarten der alten Sorte. Kinder, die zu laut waren, bekamen den Mund mit Heftpflaster zugeklebt. Wegen kleinster Regelverstöße musste man in der Ecke stehen. Man strafte damals gern mit Beschämung.

Nach dem Tod der Mutter begann die Zeit meiner Verschickungen. Da Vater seiner Arbeit als Baurat beim Regierungspräsidenten nachgehen musste, wusste er sich nicht anders zu helfen, als mich bei jeder Gelegenheit zu Verwandten zu schicken. Er brachte mich, den Fünf- oder Sechsjährigen, zum Bahnhof. Er begleitete mich zum Zug, setzte mich in ein Abteil und bat Mitreisende, ein Auge auf mich zu haben. Ich bekam ein Pappschild um den Hals gehängt, auf dem der Name des Ortes stand, an dem ich aussteigen musste. Das klingt für heutige Ohren vielleicht ungeheuerlich, war damals, ungefähr zehn Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs, aber nichts Ungewöhnliches. In der Regel fanden sich ein paar freundliche Menschen, die sich meiner annahmen. Dennoch hatte ich immer Angst auf solchen Reisen. Der Anlass dieser Zugfahrten war ja der Verlust meiner Mutter, und so war mein Grundgefühl das der Traurigkeit.

keit und des Verlustes. Eigentlich wusste ich nicht, wie und was mir geschah. Bei Tante Luise, der Schwester meines Vaters, gefiel es mir am besten. Es herrschte dort eine herzliche Atmosphäre. Tante Luisens Mann Ernst war Apotheker. Vom Flur aus gelangte man in den Verkaufsraum, wo es gut roch. Und es gab für die Kinder der Kunden eine große Dose mit Bonbons, die hier im Südhessischen *Guutsje* genannt wurden. Ich durfte mich aus diesem Fundus zu jeder Zeit bedienen.



Bild von [Mario Hofer](#) auf [Pixabay](#)

Der südhessische Dialekt, der dort gesprochen wurde, war mir fremd und ich verstand Vieles nicht. Auch die Jungs und Mädchen aus der Nachbarschaft, an die man mich zum Spielen verwies, verstand ich kaum. So stand ich meist dumm rum und blieb ein Fremder. Ulrich, der jüngste Sohn von Luise, war ungefähr zehn Jahre älter als ich und konnte mit mir als Cousin nicht viel anfangen. Er ging nachmittags

mit seinem Kumpels unter die nahegelegene Autobahnbrücke. Dort hörten sie Musik, die sie zu Hause nicht hören durften, rauchten und tranken Coca-Cola und auch schon mal ein Bier. Auch Mädchen gehörten zu dieser Autobahn-Clique. Manchmal wurde Ulrich gebeten, mich mitzunehmen, was er dann widerwillig tat. Er spendierte mir auf dem nahe gelegenen Campingplatz ein Eis, manchmal ein Capri, mitunter auch ein Split. Ich blieb lieber in der Apotheke und unter der Obhut der Apothekenhelferinnen. Wenn Medikamente ausgefahren werden mussten, durfte ich mitfahren. Bei einem meiner Aufenthalte lernte ich auf dem Hof Fahrradfahren. Mit großer Geduld brachte eine der Helferinnen mir das bei und bald durfte ich sie bei kleinen Touren im Dorf begleiten und alten Leuten ihre Medikamente vorbeibringen.

Als Cousin Ulrich zum Studium das Haus verließ, erhielt ich sein altes weinrotes NSU-Fahrrad zum Geschenk. Bis zum Abitur hat es mir gute Dienste geleistet. In der Familie meiner Tante herrschte eine großzügige Atmosphäre. Zu Hause wurde an allem gespart, hier gab es alles im Überfluss. Auch gelacht wurde viel. Onkel Ernst trank zum Abendessen ein Bier, für mich gänzlich ungewohnt und beinahe ein Exzess. Man schnitt sich von der Wurst dicke Scheiben ab, die man aus der Hand essen durfte, zur Not auch ohne Brot. Eine Assenheimer Spezialität war das sogenannte Siebenerlei-Brot. Eine Scheibe Sauerteigbrot wurde mit Butter bestrichen. Darauf kam mit Salz und Pfeffer angemachter Quark, der hier Schnippchen genannt wurde. Auf den Quark wurden Tomatenscheiben gelegt, die dick mit kleingeschnittenen Zwiebeln bestreut wurden. Beim Essen des Siebenerlei-Brotess musste man darauf achten, dass man keine *Maulsperre* bekam, so dick waren diese Brote. Einmal rutschte mir eines dieser dick beladenen Brote aus der Hand und fiel zu Boden. Ich rechnete mit dem Schlimmsten, aber mein Missgeschick wurde mit einem freundlichen Lachen quittiert. Ich soll daraufhin gesagt haben: „Lacht ihr nur, mir ist es schon peinlich genug.“ Dieser ein wenig altkluge Satz wurde in Assenheim zu einer stehenden Redewendung. Gelegentlich nahm Onkel Ernst mich

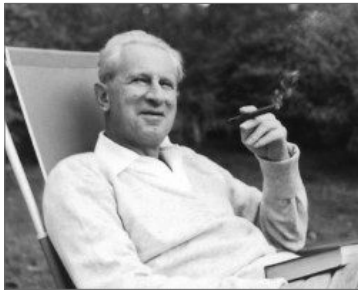
mit auf die Jagd. Man musste absolut still sein und durfte sich nicht rühren, selbst wenn man von Mücken umschwirrt und gestochen wurde. Ich saß auf einem Dreibeinstuhl, der für mich ein bisschen zu hoch war, und langweilte mich. Meist geschah nichts. Irgendwann gingen die Ferien zu Ende, ich wurde zum kleinen Bahnhof im Ort gebracht und in einen Zug Richtung Kassel gesetzt. Die Aufenthalte in Assenheim habe ich in guter Erinnerung. Hier erfuhr ich viel Zuneigung, an der es mir ansonsten fehlte. Nach dem Tod der Mutter befand ich mich im freien Fall. Ständig träumte ich, ins Bodenlose zu stürzen. Die Mutter war die Licht- und Wärmequelle meines Lebens gewesen, nach deren Versiegen herrschten in mir Finsternis und Kälte. Ich lebte, wenn man das überhaupt so nennen kann, wie im Exil. Mit einem Begriff Sartres würde ich sagen: Ich agonisierte vor mich hin. Das, was wir Seele oder etwas technischer Psyche nennen, ist der Niederschlag unserer frühen Beziehungserfahrungen. Das abrupte Ende meiner ersten Beziehung hat in meinem Verhältnis zur Welt einen Riss entstehen lassen, der sich nie mehr richtig schloss. Der Riss ging auch durch mich selbst und trennte mich von mir ab, wenn man das so sagen kann. Denn im Moment dieser Trennung gab es mich als konturierte Person noch gar nicht. Das Leben war zurückgewichen und hatte mich wie einen Fisch auf dem Sand zurückgelassen. Meine Aufenthalte in Assenheim waren Halt und Zuwendung gebend und haben dazu beigetragen, noch Schlimmeres zu verhüten.



Bild von [Alex Bennett](#) auf [Pixabay](#)

Am 17. August bin ich in der FAZ auf ein Foto gestoßen, das Taliban-Kämpfer zeigt, die in den Präsidentenpalast in Kabul eingedrungen sind. In ihren malerischen Gewändern und mit ihren Turbanen stehen und sitzen sie mit ernsten Gesichtern um einen Tisch, an dem noch am Vortag der afghanische Präsident gesessen haben mag, der Hals über Kopf geflohen ist. So als hätten sie ironisch da Vincis Abendmahl nachgestellt. Allerdings liegt vor einem sitzenden Taliban eine Kalaschnikow auf dem Tisch, ein weiterer hält eine im Arm. Die Szene wirkt trotz der zur Schau gestellten Waffen nicht übertrieben martialisch. Das Bild hat bei mir Erinnerungen an den Sturm der Trump-Anhänger aufs Kapitol geweckt. Auch dort drangen Leute in phantastischen Klamotten in Büros von Abgeordneten ein und setzten sich an deren Schreibtische und in ihre Sessel. Trumps Taliban sozusagen. Etwas von der uralten Freude von Underdogs findet man hier wieder, denen es gelungen ist, in herrschaftliche Häuser und Gemächer einzudringen. Bei Überfällen tranken Räuber gern Schnaps und Wein der Herren und hinterließen ihren Kot auf Tischen und Teppichen. Ähnliche Szenen gab es in jeder Revolution. Ich erinnere mich an die Schilderung Ernst Tollers aus der Münchner Räterepublik, wie die Revolutionäre in die Schlafgemächer der Königin eindringen: „In der Nacht vom sechsten zum siebenten April 1919 versammelte sich der Zentralrat, versammelten sich die Delegierten der Sozialistischen Parteien, des Bauernbundes im Wittelsbacher Palais. Wo

früher Zofen und Lakaien herumwedelten, stapften jetzt die groben Stiefel von Arbeitern, Bauern und Soldaten, an den seidenen Vorhängen der Fenster des Schlafzimmers der Königin von Bayern lehnen Wachen, Kuriere, übernachtigte Sekretärinnen.“ Jetzt haben wir die



Herbert Marcuse:

**Im Spätkapitalismus
werden Kinder „nicht
mehr ernstlich von
Vaterimages
heimgesucht“**

Bild: Copyright by Marcuse family,
represented by Harold Marcuse -
<http://www.marcuse.org/herbert/booksabout.htm>
Lizenz: [CC BY-SA 3.0](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/)

Macht, signalisieren solche Szenen, die sich seit den Bauernkriegen stets wiederholt haben. Als Kinder bereitete es uns ein diebisches Vergnügen, uns in der Abwesenheit der Eltern die Insignien ihrer Macht anzueignen und symbolisch zu entweihen. Einmal auf Vaters Stuhl sitzen, einen seiner Hüte aufsetzen, einmal selber den Stock schwingen, mit dem er uns gelegentlich durchprügelte. Alle Macht leitet sich ja, einer Erkenntnis Martin Luthers zufolge, von der ursprünglichen Macht des Vaters ab. Ist das auch heute noch so, wo Väter oft nur noch Luschen und Witzfiguren sind? Oder etwas elaborierter ausgedrückt: Im Spätkapitalismus werden Kinder „nicht mehr ernstlich von Vaterimages heimgesucht“, schrieb Herbert Marcuse bereits in seinem Aufsatz *Das Veralten der Psychoanalyse*. Damit dürften auch jene Revoltformen an Attraktivität einbüßen, die im Kern gegen die väterliche Autorität gerichtet waren.

Letzten Freitag fuhr ich mit dem Kulturredakteur des *Gießener Anzeigers* nach Korbach, das seit einiger Zeit ein Stadtteil von Biedenkopf ist. Wir waren dort am späten Vormittag mit dem Mann verabredet, der einen Bilderzyklus zum *Postraub in der Subach* gemalt hat. Eines seiner Bilder hatte die *junge Welt* als Illustration meines Textes über *Die glücklose Glückssuche der armen Leute von Korbach*¹ gebracht.

Darüber haben wir uns am Telefon kennengelernt. Wolfgang Platt verkörpert eine aussterbende Gattung: Er hat vierzig Jahre in derselben Firma im Nachbarort als technischer Zeichner gearbeitet, ist seit 50 Jahren mit derselben Frau verheiratet und wohnt in dem Haus, in dem er vor über siebzig Jahren auch geboren worden ist. Als wir aus dem Auto stiegen, stand er schon auf der Treppe seines Hauses und erwartete uns. Wir wurden in die Wohnstube geführt und bekamen von seiner Frau Kaffee serviert. Wolfgang Platt holte einen Ordner herbei, in dem er seine Unterlagen und Materialien zum *Postraub* abgeheftet hat. Bevor er begonnen hat, die Bilder zu malen, hat er aufwendig recherchiert und sich mit den Akteuren und ihrem sozialen und geschichtlichen Umfeld vertraut gemacht. Besonderen Wert legte er darauf zu erwähnen, dass das Jahr 1816 „das Jahr ohne Sommer“ war. In Indonesien war 1815 der Vulkan Tanibora ausgebrochen und hatte Unmengen an Gestein und Asche in die Atmosphäre geschleudert. Die Auswirkungen waren rund um den Globus spürbar. Die Sonne verschwand für lange Zeit im Dunst. Auch in Mitteleuropa sanken die Temperaturen, in höheren Lagen

1 <https://www.jungewelt.de/artikel/405933.die-gluecklose-glueckssuche-der-armen-leute-von-korbach.html>

schneite es ganz ganze Jahr. Die Kartoffeln verfaulten in der Erde und es gab riesige Ernteausfälle zu beklagen. Es ist klar, dass sich dadurch die ohnehin elende Lage der Kleinbauern, die erst ein paar Jahre zuvor aus der Leibeigenschaft entlassen worden waren, noch einmal zusätzlich verschlechterte. Wolfgang Platt hält dies für ein starkes Motiv der Posträuber. Die gewachsene Not habe die Skrupel von ihnen genommen und so die Tat erst möglich gemacht. Wir stiegen dann in den Keller hinab und besichtigten die fünf Bilder zum Postraub, die bereits fertig sind. Er habe schon als junger Mensch gezeichnet und gemalt, es dann aber wegen seiner beruflichen Belastungen aufgegeben. Erst nach seiner Verrentung vor sechs Jahren habe er wieder mit dem Malen begonnen. Er wolle den Zyklus mit Bildern zum Postraub noch fortsetzen, aber das brauche Zeit und es gebe ja schließlich auch noch andere Dinge.

Dann bestiegen wir sein Auto, und er zeigte uns seinen und der Posträuber Heimatort, der natürlich vor 200 Jahren sehr viel kleiner war. Viele Häuser seien in der Zwischenzeit abgerissen oder bis zur Unkenntlichkeit renoviert worden. Im Ort herrsche bei den Einwohnern in Bezug auf den Postraub nach 200 Jahren noch immer eine Mischung aus Scham und Stolz. So richtig stolz könne man ja auf ein Verbrechen, das der Überfall ja nun einmal gewesen sei, nicht sein. Bei der Überwindung der Scham zugunsten des Stolzes habe der Film von Schlöndorff eine große Rolle gespielt: „Seht her, es gibt einen Film über unsere Vorfahren, der zeigt, dass und wie sie sich gewehrt haben, wenn auch mit untauglichen Mitteln.“ Aber, so fragten wir uns, was wären im Jahr 1822 taugliche Mittel gewesen, die arme Bauern und Tagelöhner hätten anwenden können, um ihre Lage zu verbessern?

Dann fuhren wir mit zwei Autos von Korbach nach Mornshausen und benötigten für diese Strecke fast eine halbe Stunde. Diese rund 25 Kilometer haben die acht Räuber 1821/22 sieben Mal zu Fuß zurückgelegt, denn der Überfall glückte erst beim siebten Anlauf. „Wie oft muss man’s machen, bis es einmal gelingt?“, lässt Volker Schlöndorff den fliegenden Händler David Briel auf dem Rückweg von den Fehlversuchen ein ums andere Mal ausrufen.

Abends um zehn Uhr sind sie in Korbach losgegangen und morgens gegen zwei in der Subach angekommen. Dann haben sie sich mit Branntwein Mut angetrunken und auf die Ankunft des Geldkärnchens gewartet. Die Sonne stand schon hoch und es ging auf Mittag zu, als es sich endlich näherte und mit einem Peitschenknallen des Kutschers in den Hohlweg einfuhr. Wir drei stiegen nun diesen 350 Meter langen Weg hinauf, der ziemlich steil ist. Man kann sich vorstellen, wie viel Mühe die Pferde hatten, das schwer beladene Kärnchen hier hinaufzuziehen. Der Postillion und der begleitende Landschütz stiegen ab, um den Pferden die Arbeit zu erleichtern. Das Stück, wo der Berg ins Hochplateau übergeht, nennen sie Leute hier von Alters her „auf dem Gleichen“. Ob der Überfall noch „in der Hohl“ oder schon „auf dem Gleichen“ stattgefunden hat, darüber streiten sich die Historiker bis heute. Das war nicht ganz unwichtig, weil irgendwo hier die Grenze zwischen dem Kurfürstentum Hessen-Kassel und dem Großherzogtum Hessen-Darmstadt verlief. Das war für die Abwicklung des Schadens von Belang. Es war den Posträubern wichtig, dass der Überfall auf Kurhessischem Gebiet stattfand, denn dann hätte der Kasseler Kurfürst dem Darmstädter Großherzog den Schaden

ersetzen müssen. Andernfalls wäre damit zu rechnen gewesen, dass der Großherzog neue Steuern erheben würde, unter denen die arme Bevölkerung zusätzlich zu leiden gehabt hätte.



Der Beginn des Hohlwegs, an dessen Ende sich der Überfall ereignete

Foto: Götz Eisenberg

Wir versuchten, uns die damalige Situation vor Augen zu rufen, wobei wir uns nicht von den Szenen aus Schlöndorffs Film freimachen konnten, die wir alle drei noch im Kopf hatten. „Irgendwo soll hier noch ein Teil der Beute vergraben sein, den die Räuber nicht abtransportieren konnten“, sagte Herr Platt und schlug lachend vor: „Wir können ja bei Gelegenheit mal mit Hacken und Schaufeln herkommen und danach graben.“ Die Beute sei beträchtlich gewesen. 10.500 Gulden seien ihnen in die Hände gefallen, was nach heutigen Wertmaßstäben ungefähr einer halben Million Euro entspräche. Auf jeden der Räuber entfiel ein Anteil, der dem Tageslohn von zehn Jahren gleichkam. Wir machten ein paar Fotos und stiegen dann wieder hinab.

Auf dem Rückweg entdeckten wir Pfifferlinge, die in der Böschung längs des Hohlwegs wuchsen und gelb leuchteten. Unsere „Beute“ fiel so reichlich aus, dass wir zu dritt Mühe hatten, die Pilze auf unseren Händen zum Auto zu tragen. Wie die Posträuber, mussten auch wir Teile der Beute zurücklassen, weil wir nicht mehr Pilze transportieren konnten. Herr Platt sagte, er dürfe seiner Frau mit Pilzen nicht kommen, so dass Björn, der Redakteur, und ich die Beute nur durch zwei teilen mussten. Auf jeden entfielen so viele Pfifferlinge, dass es für ein veritables Nudelgericht reichte. Es gibt ja nichts Besseres als eine Pfifferlingsoße zu Spagetti. Wir nannten unser abendliches Gericht „Spagetti à la Posträuber“. Als Björn mich in Gießen

absetzte, um noch einmal in der Redaktion zu fahren, sagte er: „So macht Zeitungsarbeit richtig Spaß. Leider sind solche Recherchen aber eher selten!“



Der Raub

Ölgemälde von Wolfgang Platt

„Wer über gewisse Dinge seinen Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren!“

(Gotthold Ephraim Lessing)

Vor ein paar Tagen kam mir eine Frau auf dem Rad entgegen. Da der Radweg an der Stätte unserer Begegnung nur für einen Radler breit genug ist, deutete ich ihr mit einer Handbewegung an, dass ich ihr den Radweg überlassen wollte und wich nach rechts auf die Autofahrspur aus. Als die Frau herangekommen war, brüllte es unter ihrem Helm hervor: „Ich hau dir gleich in die Fresse, du Idiot!“

Das als kleiner Nachtrag zum Stand der Höflichkeit in unserer Gesellschaft. Ich weiß nicht, welcher Furz der Frau quer gesessen hat, und erschrak über den Hass, der mir unvermittelt

entgegenschlug. Eine ganze Weile war ich ziemlich verstört. Es herrscht eine extrem gereizte Stimmungslage und die Leute haben eine kurze Zündschnur. Die Frau war im Moment ihres Hassausbruchs sicher sehr „authentisch“ und brüllte heraus, was sie empfand. Höflich im traditionellen Sinn wäre es gewesen, diesen Impuls zurückzuhalten und die Form zu wahren. Mit zunehmender Ehrlichkeit schwindet offenbar die Fähigkeit zu höflichem Verhalten. Richard Sennett hat vor vielen Jahren bereits darauf hingewiesen, dass wir im Verkehr unter- und miteinander ohne ein gewisses Maß an Schauspielerei und Verstellung nicht auskommen. Ein leidlich zivilisierter Umgang unter Fremden ist nur möglich, wenn wir alle unsere spontanen Empfindungen zurückhalten und die anderen nicht mit unseren intimen Regungen behelligen. Man muss also, wie schon Goethe wusste, lügen und sich maskieren, wenn man höflich sein will.



Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab’ ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntelang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ 2018 im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

☛ [Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)

☛ [Alle aktuellen Texte im GEWerkschaftsMAGAZIN](#)